Eisenbahn billig abzugeben!

Jedermann sein eigener Stationsvorsteher. Von Ernst Herbert Petri

Eisenbahnwagen zu verkaufen... Nein, diesmal sind nicht die kleinen Blechwägelchen gemeint, mit denen unsere Kinder Rangieren spielen. Richtige, ausgewachsene Waggons von Personen- und Güterzügen kann sich jeder erstehen, der Lust dazu hat und geneigt ist, einen Hundertmarkschein oder deren zwei anzulegen. Soviel kostet nämlich ein Wagen im Durchschnitt. Für besondere Ausstattung — Polster zweiter Klasse, Toilette und Sonderabteil für Hunde — muß man hundert Mark mehr anlegen. Und wenn man sich aufs Handeln versteht, gewährt der zuständige Beamte vielleicht einen Fächerschrank vom Postabteil als Zugabe.

Allenthalben in den größeren Städten geben die Reichsbahndirektionen abgemusterte Wagen ab. — Wohin soll man auch mit den ausgedienten Veteranen? Es war ein guter Gedanke, sie als zukünftige Wohnungen und Gartenlauben zu verkaufen. Besonders in der Reichshauptstadt hat sich das neue Verfahren, zu einer „Villa" zu kommen, bereits allgemein eingebürgert. Zweimal wöchentlich versammeln sich die Kauflustigen auf dem Bahnhof Papestraße zum „Eisenbahnwagenwochenmarkt".

Eisenbahnwagenkaufen will verstanden sein. Der Kenner wird sich erst genau über alle Vorzüge und Nachteile unterrichten, ehe er zugreift. Vieles ist zu bedenken, und immer muß man gewissermaßen mit Architektenblick prüfen, wo, wie und inwiefern der Wagen schon die Grundrisse der späteren Wohnung in sich birgt.

Da gibt es Güterwagen der einfachsten Klasse. Sie gelten beim Käufer als Ställe. Wer bescheidene Ansprüche stellt oder von Anfang an nur mit einer selteneren Bewohnung seines Gartenhäuschens rechnet, kann freilich auch aus dem Güterwagen schon eine kleine Villa zimmern. Statt der Schiebetüren werden Glasscheiben eingesetzt. Die Holzwände erhalten einen hübschen farbigen Anstrich, und ein neues Leben kann beginnen. Der Personenwagen „dritter" bietet schon mehr der Annehmlichkeiten. Bänke und Zwischenwände sind nutzbringend zur Unterteilung des Häuschens zu verwenden. Besonders zu empfehlen ist dann freilich das Wohnen zweiter Klasse im D-Zug-Gefährt. Die Polsterfüße geben Betten und Sofas ab; Raucherabteil, Toilette... der Grundriß für die Drei-Zimmerwohnung ist schon gegeben. Bevorzugt sind natürlich die Modelle mit durchgehenden Trennungswänden, deren Abteile durch Türen miteinander verbunden sind. Da fällt der Umbau zur Villa „Sorgenfrei" am leichtesten.

Ganz hervorragend sollen die Gepäck- und Postwagen sein. Im kleinen Vorraum gibt es da Tische, Regale und gemütliche Lehnstühle. Wo Beamte tage- und nächtelang ihren Dienst getan haben, können Vater und Mutter in Zukunft ihren Mittagsschlaf halten. „Innenausstattung" wird übrigens auch getrennt abgegeben. Holz- und Polsterbänke haben da ihre bestimmten Preise.

Vielleicht würden die jungen Ehepaare überhaupt nur noch in ausrangierte Eisenbahnwagen ziehen, wenn die Sache nicht doch einen Haken hätte; das ist der Transport in die heimische Laubenkolonie. Solange ein Eisenbahnwagen auf Schienen steht, macht die Beförderung keine Schwierigkeiten. Er wird bald die dem Empfänger nächstgelegene Station erreicht haben. Dann freilich beginnt die Mühe. Denn das Räderwerk behält die Bahnverwaltung für sich; sie hat bloß den Kastenaufbau verkauft. So muß man also dem Spediteur schon nocheinmal einen Hunderter oder, je nach der Entfernung, auch mehrere opfern. Dann kommt die Aufstellung, der Unterbau — ein jedes Haus braucht doch sein Fundament —, Holzschwellen oder gemauerte Pfeiler sind nötig. Und viel Schweiß muß fließen, bis das neue Eigenheim endlich an Ort und Stelle steht. Der Rest ist dann freilich eitel Glück und Vergnügen. Anstreichen, Basteln, Fensterputzen, Gardinenaufhängen, Licht- und Klingelleitung legen, wilden Wein oder Blumen rings um die Wände anordnen...

Jahrzehntelang ist der Wagen überall durch die deutschen Lande gefahren, viel Glück und Leid hat er in sausender Eile über die Schienen getragen. Viel Glück und Leid einer Familie wird er auch jetzt noch in seinen wettersesten Wänden bergen, bis er auch diese zweite Epoche seines Lebens abschließen wird, um nach einer neuen „Seelenwanderung" in Altholz und Alteisen verwandelt zu werden.

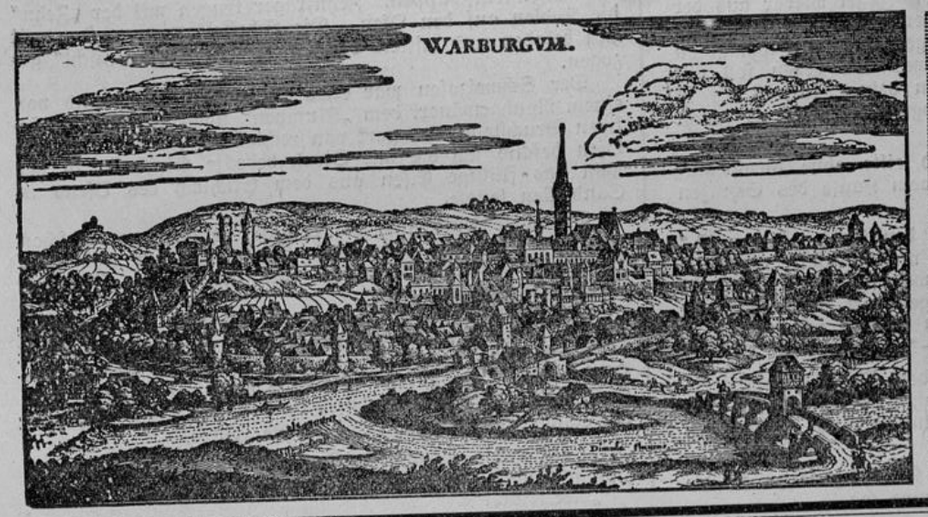
Herr Dawson gewinnt ein Kalb...

Wenn ein wackerer Bauersmann auf einem Rummelplatz ein Kalb gewinnt, so wird er darüber sicherlich recht erfreut sein. Fällt jedoch einem Großstädter ein solches Glück in den Schoß, so ist die Freude nicht immer ganz ungetrübt. Das hat kürzlich Mister Dawson erfahren, der auf einem Rummelplatz in Cincinnati ein ausgewachsenes Kalb gewonnen hatte. Es bereitete ihm zunächst erhebliche Schwierigkeiten, sein neues Eigentum nach Hause zu befördern. Denn die elektrische Straßenbahn und der Autobus weigerten sich aus begreiflichen Gründen, das Rindvieh als Fahrgast bei sich aufzunehmen. Es blieb dem Manne nichts anderes übrig, als das Tier durch die Straßen hinter sich herzuziehen. Ein neues Hindernis ergab sich, als Mister Dawson mit dem Kalbe vor dem Hause stand, wo sich im vierzehnten Stock seine Wohnung befindet. Der Fahrstuhlführer wehrte sich zunächst dagegen, das Tier zu befördern. Dann aber gelang es, ihn durch ein gutes Trinkgeld zu bewegen, daß er das Kalb wenigstens für eine Nacht mit nach oben nahm. Worauf zunächst einmal Frau Dawson in Ohnmacht fiel, als ihr Gatte mit seinem seltsamen Gaste anrückte. Dann ergoß sich ein Hagel von Vorwürfen auf den Mann. Man kann es verstehen, wenn das Tier durch diese eheliche Unterhaltung etwas nervös zu werden begann. Als nun auch die Kinder des Paares sich drein mengten und sich allzu eifrig mit Schwanz und Ohren des unglücklichen Kalbes beschäftigten, riß dem Rindvieh die Geduld. Es sprang über Tisch und Stühle. Es zertrümmerte Bilder und Spiegel und sauste endlich mit einem gewaltigen Satz durch das geöffnete Fenster. Natürlich bekam die Luftreise vom vierzehnten Stock auf das Straßenpflaster dem armen Tiere nicht. Es wurde völlig zerschmettert, als es auf dem Verdeck eines Färbereiautos landete, das gerade am Rande des Bürgersteiges hielt. Die Polizei beeilte sich, den „glücklichen Gewinner" wegen gemeingefährlichen Unfugs für einige Stunden in Haft zu nehmen. Und dann wurden auch verschiedene Klagen gegen Mister Dawson angestrengt. So haben einige junge Mädchen, die gerade schwatzend beisammenstanden, als das Kalb herabsauste, vor Schreck einen Nervenschock erlitten, und daraufhin fordern sie nun von Mister Dawson einen gehörigen Schadensersatz, den ihnen die amerikanischen Richter zweifellos auch bewilligen werden. Denn die gelehrten und wohlerzogenen Herren wissen ganz genau, was sie dem schöneren Geschlechte schuldig sind.

Ein Eichhörnchen bestiehlt einen Automaten.

Daß Eichhörnchen den Nestern verschiedener Waldvögel mit Vorliebe unerbetene Besuche abstatten, um sich die schmackhaften Eier der Besitzer zu Gemüte zu führen, darf als bekannte Tatsache gelten. Neu wird aber sein, daß diese zierlichen Nager auch vor den modernen Erzeugnissen unserer Technik, wie es die bekannten Süßigkeitenautomaten sind, nicht halt machen, sondern auch aus ihnen ihre Naschbegierde zu befriedigen verstehen. Ein derartiger Fall konnte unlängst in Graz beobachtet werden. Hier war seit geraumer Zeit die Beobachtung gemacht worden, daß ein solcher Automat im Stadtpark regelmäßig beraubt wurde, ohne daß es trotz aller Aufmerksamkeit gelingen wollte, den Dieb zu fassen. Eines Tages sah indessen ein Aufseher, daß ein Eichhörnchen im ziemlich breiten Schlitz des Automaten verschwand. Es dauerte nicht lange, und ein kleiner Karton mit Schokolade fiel heraus. Gleich hinterher kam auch das Eichhörnchen wieder zum Vorschein, faßte das Päckchen, öffnete es geschickt und ließ sich dann den Inhalt schmecken. Wie das kluge Tier auf den Gedanken gekommen ist, in den Apparat zu schlüpfen, um dort nach Schokolade und wohl auch anderen Leckerbissen zu suchen, dürfte sich schwerlich feststellen lassen. Es wird der Gesellschaft, der die Automaten gehören, nunmehr kaum etwas anderes übrigbleiben, als durch geeignete Maßnahmen den lüsternen Eichhörnchen den Zugang zu den Apparaten unmöglich zu machen.

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 84 | **27. Oktober 1934** | **8. Jahrgang**

Die Eisenbauern

Roman von Rudolf Atsch

(11. Fortsetzung)

„Laß mich in Ruhe, Mutter," preßte er ärgerlich hervor.

Rauh machte er sich von ihr los und ging hinaus. Draußen setzte er sich eine Mütze auf, warf die Flinte über die Schulter und verließ das Haus.

Seine Mutter sah ihm vom Fenster der Stube aus still weinend nach. Sie wußte, daß etwas Schweres und Schreckliches auf seinem Herzen lastete, doch sie ahnte nicht, was es war.

Sie setzte sich wieder und strickte weiter. Dicke Tränen tropften auf das Garn, das schnell durch ihre Finger glitt.

*

Als Heinrich durch die Dorfstraße schritt, begann es zu schneien. Geräuschlos tanzten winzige Schneeflocken aus dem Grau des Himmels auf die gefrorene Erde. Die Bergspitzen ringsum machten dichte Nebelwolken unsichtbar.

Der Schulze saß in seinem Büro hinter dickleibigen Geschäftsbüchern. Eben schob er den Gänsekiel hinter das rechte Ohr und schloß die Bücher. Da sah er seinen Neffen an dem Hause mit der Flinte über dem Rücken vorbeigehen. Rasch erhob er sich, öffnete ein Fenster und rief ihn an.

Heinrich drehte sich um und fragte nach seinem Begehr.

„Schon wieder auf die Jagd?" fing Friedrich tadelnd an. „Man sollte glauben, du hättest jetzt auch anderes zu tun! Komm mal herein! Ich habe mit dir zu reden!"

Ein trotziger Zug zeigte sich in Heinrichs Gesicht. Unwillig und ärgerlich betrat er das Haus seines Onkels und befand sich bald dem Schulzen gegenüber.

Friedrich stand mit gespreizten Beinen vor seinem Schreibtisch, die Arme über der breiten Brust verschränkt. Seine Mienen waren ernst, trotzdem strahlten aus seinen blauen Augen Liebe und Güte, als er den Neffen sah.

Heinrich blieb an der Tür stehen, den Kopf zurückgeworfen und die Hände in den Rocktaschen vergraben.

Eine Zeitlang herrschte Schweigen.

Den Neffen wurde dies unangenehm und er brach es in gereiztem Tone:

„Was wünschest du von mir?" fragte er, obwohl er ganz genau wußte, was ihm sein Onkel zu sagen beabsichtigte.

„Nichts!" erwiderte der Schulze, „du weißt, ich brauche nichts von dir — habe dich in keiner Hinsicht nötig. — Aber reden muß ich mit dir! Zwar ist mir dies äußerst peinlich, aber es muß sein, denn ich bin dein Vormund."

„Nanu, ich brauche doch wohl keinen Vormund mehr, was?" bemerkte Heinrich spöttisch und lachte laut.

„Das will ich noch so dahingestellt sein lassen. Dein Benehmen in den letzten Wochen ist nicht das eines reifen und vernünftigen Menschen. Gesetzlich brauchst du nun keinen Vormund mehr — da hast du recht. Es stände dir aber nicht schlecht, Heiner, wenn du auch heute noch in einem respektvolleren Tone vor mir redetest — und nicht jetzt, wo du glaubst, mich nicht mehr nötig zu haben, einfach sagst: Ich brauche keinen Vormund mehr! Du brauchst mich doch noch — wenigstens dein Betrieb, denn du kennst noch nicht mal die Hauptabnehmer unseres Eisens. Ich erhebe keinen Anspruch auf Dankbarkeit für das, was ich dir getan habe, aber Respekt verlange ich, denn ich habe zehn volle Jahre für dich gearbeitet, zehn Jahre ohne Entgelt deine ganze Wirtschaft geführt. Ich bin —"

„Fordere, ich bezahle dir jede Stunde, die du meiner Wirtschaft widmetest!"

In den Augen des Schulzen flammte es auf, eine Blutwelle schoß durch sein Gesicht, die Adern schwollen ihm auf der Stirne. Mit Gewalt beherrschte er sich — seine Stimme klang mehr mitleidig als zornig, als er erwiderte:

„So, du willst mir meine Arbeit bezahlen? — Du willst mich wie einen Angestellten auslohnen? — mich, den Schulzen, deinen Onkel? — Weißt du, was du bist?" Ohne eine Antwort abzuwarten, setzte er hinzu: „Du bist ein armer Mensch!" Er ließ die Arme von der Brust herabgleiten, ging langsam auf den Neffen zu und sah ihn scharf an. „Bezahlen kannst du mich nicht, denn dazu bist du viel zu arm! Mit Liebe und Dankbarkeit solltest du mich etwas entlohnen, doch ich sehe, du hast nichts mehr von beiden. Wenn man einem Hund die Knochen hinwirft, so ist er dankbar dafür. Doch du? — Ach Gott! —" Er wandte sich ab und wischte sich über die Augen. „Eigentlich wären wir ja nun fertig, nur der Gedanke an deine Mutter zwingt mich, dir noch mehr zu sagen. Du treibst dich in den letzten Wochen täglich wie ein gemeiner Säufer in den Wirtschaften herum. Willst du das so weiter machen? — Dann hast du dich mit Ranzoni angefreundet, sein Leumund ist dir sicherlich bekannt. — Du verlotterst, wenn du es so weitertreibst!"

„Es kann mir doch kein Mensch übelnehmen, wenn ich einige Glas Bier trinke! Zum Donnerwetter, ich bin doch kein kleiner Junge mehr!"

„Einige Glas? — Jeden Tag bist du besoffen! Das ganze Dorf spricht von deiner Sauferei. Man muß sich ja schämen, dein Onkel zu sein. Ein Linke säuft! Das ist noch nie dagewesen! Dein Vater war der nüchternste Mann des Dorfes. — Und wie soll das mit deiner Wirtschaft werden? — Willst du haben, daß dir deine Mutter die Zügel wieder aus der Hand nimmt? — Noch ist sie die Herrin, Junge! — In den letzten Wochen hast du noch nichts geleistet. Bald kommst du ans Hütteln. — Ich weiß nicht, was das geben soll mit dir. Denkst du denn gar nicht an deine Mutter? Es ist ein Jammer, Kerl, wie sie sich abgrämt! Bist es nicht wert!"

Heinrich riß die Tür auf und eilte ohne Gruß hinaus. Fast im Laufschritt lief er vom Hause des Schulzen hinweg.

„Weiß der Kuckuck, was dem in den Kopf gestiegen ist," murmelte der Schulze vor sich hin und schüttelte nachdenklich und besorgt den Kopf. „Er war sonst doch der beste Mensch, gerecht, arbeitsam und tugendhaft. Wie hatte er sich nur so verändern können! Dem Jungen fehlt etwas — seine Mutter hat zweifellos recht —"

Sorgfältig ordnete er die auf dem Tische herumliegenden Bücher und Briefe. Dann nahm er von einem Kleiderhaken seinen blauen Kittel herunter und verließ das Zimmer.

Ueber den breiten geräumigen Flur schritt er in die Küche, die im hinteren Teil des Hauses lag.

Auf dem einfachen Küchentisch stand ein aus Weiden geflochtener Korb, in den eine schon vom Alter gebeugte Magd allerlei Eßwaren verpackte: ein mächtiges Weißbrot, Butter, Käse und Wurst.

Der Schulze stellte sich hinter das alte Weiblein und gab acht. Als sie fertig war, kletterte er auf den gemauerten Küchenherd und holte aus der „Härb" (Rauchkammer) noch eine dickleibige Wurst herab.

„Die Leute müssen jetzt tüchtig arbeiten," bemerkte er zu der Magd, während er die Wurst noch in den Korb verstaute, „deshalb ist gutes Essen nötig. Du bist zu sparsam, Kathrin! Aber hier ist Sparsamkeit wirklich nicht am Platze. Wer tüchtig arbeiten will, der muß den Magen bei guter Laune halten. — Die Erbsensuppe heute mittag war auch nicht kräftig genug — es muß noch mehr Speck und Fleisch hinein. Wievielmal soll ich dir das denn sagen, Kathrin?"

So bekümmerte sich der Schulze um alles. Er lebte mit seinen Leuten und aß selbst nie besser als sie. Jeden Morgen um zehn und nachmittags um vier Uhr brachte er selbst seinen auf der Hüte beschäftigten Arbeitern den Kaffee. Jedoch nur den Unverheirateten, die Ehemänner mußten von ihren Frauen beköstigt werden; sie erhielten dafür allerdings einen viel höheren Lohn. Die gute Kost des Schulzen wurde in der ganzen Gegend geachtet und geschätzt. Wer in seinen Diensten stand, der war aller Sorgen enthoben. Er ließ den Fleißigen und Geschickten ein gut Stück Geld verdienen, und wenn einer seiner Arbeiter unverschuldet in Not geriet, so brauchte er nur zu seinem Brotherrn zu gehen — der half ihm sicherlich aus der Patsche.

Friedrich nahm den Korb in die rechte und eine mächtige Kaffeepulle in die linke Hand.

Die Magd öffnete ihm die Türen. Schwerbeladen befand er sich bald auf dem Wege zur Hütte.

Als er aus dem Dorfe trat und über die alte Brücke ging, die hier über die Sieg führte, hob sich seine Brust beim Anblick der dampfenden Hütte und der schwelenden Meiler um sie herum.

Die Hütte war sein Stolz, seine Hoffnung, sein Alles; sie war seine Vertraute von Jugend auf; schon als kleiner Junge hatte er bei ihr die meisten Stunden verbracht. Er kannte an ihr jeden Stein; es gab auch nicht das kleinste Stückchen in ihrem Mechanismus, das ihm fremd gewesen wäre. —

Als er auf dem Hüttenplatz ankam, hatte man soeben das „Stück laufen" lassen und man zog das noch glühende Eisen aus den Sandrissen der Gießhalle vor dem Ofen. Das Eisen wurde erst nach dem Erkalten auf dem Hüttenplatze in Stücke geschlagen. Hier wurde es auch gewogen und aufgestapelt.

Der Platzmeister stand neben einer mächtigen Hängewaage, die von einem starken Gerüst aus Eichenstämmen, dem Dreibock, gehalten wurde. Der Meister hatte die Aufgabe, jedes Gewicht gewissenhaft niederzuschreiben. — Unter dem Ofen der Hütte rauschte das Wasser.

Hinter der Hütte lagen, viel höher als der Hüttenplatz, fast mit dem oberen Rande des Ofens gleich, die Kohlen- und Eisensteinschuppen. Zehnträger trugen mit der „Zehn" die Kohlen auf den Ofen. Die Scheffelkarren wurden mit Erz beladen und mittels eines Haspels auf die „Jischt" gezogen.

Der Schmelzofen war etwa neun Meter hoch und von einem Rauhgemäuer, dem „Klumpen" umgeben, einem kräftigen Bruchsteinmauerwerk von rechteckiger Form. Vor dem Ofen befand sich die mit Stroh bedeckte Gießhalle, in der man das flüssige Eisen aus dem Stichloch des Ofens in Sandrillen leitete.

Die Hüttenleute, auch Massenbläser genannt, waren schon an ihrer Kleidung erkennbar. Sie trugen alle weißgraue Wollhemden, lange Schurzfelle und breitrandige Filzhüte, die „Funkenfänger".

Der Schulze war kaum auf dem Hüttenplatz angelangt, da kam der Köhler Karl von den Meilergruben schnaufend herbeigelaufen. Vorsichtig nahm er dem Brotherrn den Korb aus der Hand und schnüffelte gespannt darin herum. Bald machte er ein enttäuschtes Gesicht. Er streckte sich wieder empor und rieb sich ärgerlich die Hände.

„Verdeuwelt, Schulze, wieder nichts für mich! Du vergißt mich aber auch immer. Ist wirklich nichts drin?"

„Nee, Karl!"

„Ja, nun habe ich seit heute morgen noch keinen Tropfen getrunken. Denkst du denn gar nicht an meinen entsetzlichen Durst?"

„Du sollst nicht so viel Schnaps trinken!"

„Immer derselbe Sermon! — Denkst du denn gar nicht an den Dreck in meinem Halse?"

„Ich habe heute wirklich nicht daran gedacht!"

„Oh, das kenne ich ja. Du bist sonst nie vergeßlich, nur bei mir vergißt du die Hauptsache immer leicht! Wenn ich mir die Kehle nicht täglich gründlich waschen kann, so kriege ich kaum noch Luft —"

„Die anderen Köhler brauchen doch dazu nicht immer Alkohol!"

„Quatsch, die anderen. Es gibt ja nur einen vernünftigen Köhler im Dorf, und der weiß, was er beim Brennen nötig hat!"

Da griff Friedrich in die Tasche und reichte ihm einige Groschen.

„Wenn es denn durchaus nicht ohne dies elende Gesöff geht, so lauf zum Wirt und trinke dort!"

„Na, auch gut, Friedrich!"

Karl atmete auf. Er zupfte sich die Hose höher und zog den breiten Ledergürtel fester an. Dann ging er spornstreichs dem nahen Wirtshaus zu.

*

Als der Köhler das Gastzimmer der Dorfwirtschaft betrat, war dies bis auf den letzten Platz besetzt. Köhler und Bauern aus den benachbarten Orten, die jedes Jahr ihre Holzkohle zur Hütte brachten und an die Hüttengewerke verkauften, füllten den Raum. Jedes Jahr tauchten sie im Spätherbst auf und fuhren in langen Reihen ihre Kohlenkiepen zur Hütte.

Einige von ihnen stammten aus dem hohen Wittgensteiner Gebiet und waren auf ihrer Fahrt an der alten Stadt Siegen vorbeigekommen. Die Wittgensteiner hatten alle ein gutes Mundwerk und verstanden es, zu erzählen. Deshalb führten sie bis zum Eintritt des Köhlers Karl nur das Wort.

„Nun reißt jetzt die Klappe nicht so weit auf, ihr Leute von da oben," sagte Karl und stellte sich breitspurig vor den Schanktisch. „Ihr könnt ja fabulieren, als ob ihr beim Münchhausen in der Schule gewesen wärt! Hier bei uns leben nüchterne Menschen, die nur Wahrheiten vertragen können!"

Die Wittgensteiner wurden ruhiger. Der Karl war ihnen längst bekannt und sie wußten, daß er nicht mit sich spaßen ließ.

„Willst du dir auch einen trinken?" fragte einer von ihnen.

„Einen? — Haha, wirklich zum Lachen! An einen könnt ihr nur denken — unsereins kann sich mehr leisten! Wirt, drei Große!!"

(Fortsetzung folgt)

Urwaldriesen im Kampf

Ein Erlebnis auf Sumatra, erzählt von Otto Schumann

Eine Nashornspur, auf die ich mit einem Freunde bei einem Jagdzuge durch das Barissan-Gebirge im südlichen Sumatra unerwartet gestoßen, hatte uns gelockt. Wir waren der allerdings nicht mehr ganz frischen Fährte gefolgt; aber obwohl wir im Eilmarsch dahinzogen, wollte es uns nicht gelingen, die Tiere — es handelte sich offensichtlich um zwei — zu Gesicht, viel weniger vor die Büchse zu bekommen. Einigermaßen enttäuscht gaben wir am Abend des zweiten Tages die Verfolgung auf.

Für die verlorene Zeit sollten wir indessen in einer Weise entschädigt werden, wie wir es nicht erwartet hatten. Wir standen im Begriff, das Zelt für das Lager während der mittäglichen Hitze aufzuschlagen, als ein seltsames, unheimliches Geräusch an unser Ohr drang. Es war ein beinahe ununterbrochenes drohendes Geheul wie von zwei starken Dampfmaschinen, aber wohl noch lauter. Dampfmaschinen konnten es hier mitten im Urwald auch nicht gut sein, zudem hörten wir zwischendurch Klänge wie von einer Trompete und dann wieder schneidende halb pfeifende, halb gellende Töne, untermischt von Lauten wie von dröhnenden Stockschlägen.

Im Augenblicke war uns beiden klar, daß es sich um Elefanten handeln mußte. Rasch ergriffen wir unsere Büchsen und schlichen uns durch das dichte Unterholz vorwärts, bis wir auf eine Blöße kamen, an deren Rand wir wie angewurzelt stehen blieben. Rings in einem Umkreis von etwa 50 Metern waren junge Bäume, Buschwerk und Gras niedergetrampelt und in den Boden getreten, stellenweise zogen sich durch diesen auch lange, tiefe Risse, während in der Mitte zwei riesige Elefanten, zwei Bullen, einander gegenüberstanden. An der Beschaffenheit des Erdbodens ließ sich unschwer erkennen, daß der Kampf der Dickhäuter — denn um einen solchen handelte es sich — zum mindesten schon einige Stunden gedauert haben mußte.

Der eine der Kämpfer blutete aus einer tiefen Wunde am Kopfe, der ganze Schädel war rot gefärbt, ebenso wie der gewaltige Rüssel. Keuchend standen die riesigen Tiere einander gegenüber, pumpten anscheinend neuen Atem in die Lungen. Dann plötzlich stürmte der eine der beiden Elefanten, die durch etwa zwanzig Schritte Zwischenraum getrennt waren, mit den bekannten raumgreifenden Schritten auf den Gegner zu, der aber den Angriff nicht abwartete, sondern ebenfalls vorstürmte, um den Anprall zu mildern. Ein dumpfes Dröhnen — und beide taumelten zwei, drei Schritte nach rückwärts, um dann aber sofort in ein Handgemenge — wenn der Ausdruck hier erlaubt ist — zu geraten. Jeder suchte Stoßzähne oder Beine des andern mit dem Rüssel zu fassen. Dann wieder drehten sie sich, eng aneinander gepreßt, zusammen im Kreise, auf die Gelegenheit wartend, mit einem Stoße dem Feinde Bauch oder Flanke aufzuschlitzen. Bis sie dann wieder von einander abließen und zurücktraten, schwer keuchend und Schritt für Schritt, immer dabei das Auge auf den Gegner gerichtet.

Von neuem suchten beide Dickhäuter zu Atem zu kommen, die Rüssel hingen jetzt nach unten. Aber bald folgte ein neuer Angriff; gleich zwei Lokomotiven rannten beide aufeinander los und stießen die gewaltigen Schädel gegeneinander, wobei stets das seltsame, schwer wiederzugebende Geräusch hörbar wurde, das man als Trompeten bezeichnet, das aber mehr einem heiseren Bellen zu vergleichen ist.

Gelegentlich brachten die Kämpfer etwas Abwechselung in ihre Auseinandersetzung. Dann versuchten sie sich in einer Art Säbelgefecht, indem sie mit ihren schweren Stoßzähnen sich ineinander verhakten und seitliche Stöße austeilten, denen der andere aber meist geschickt auszuweichen vermochte.

Stunde auf Stunde verstrich. Wir merkten es nicht, wie auch die nur mit einander beschäftigten Kämpfer unserer Anwesenheit nicht die geringste Beachtung schenkten.

Die Nacht mußte bald hereinbrechen, und für uns wurde es Zeit, unser Lager wieder aufzusuchen. Nur schwer fanden wir in Erinnerung an das Geschaute den Schlaf, und kaum schickte sich die Sonne am anderen Morgen an, über den Horizont emporzusteigen, als wir uns schon wieder auf den Weg machten. Jeder von uns war begierig, den Kampfschauplatz wieder zu erreichen, um zu sehen, wie das gestrige Treffen ausgegangen war.

Wir waren noch etwa 300 Meter von der Stelle entfernt, als bereits der Kampflärm wieder an unser Ohr drang. Dumpfe Stöße wurden vernehmbar, wenn die beiden viele Zentner schweren Kolosse gegeneinander prallten. Das Gefecht konnte, da wir es am vorigen Mittag zuerst beobachtet hatten und es damals schon mindestens sechs Stunden gewährt haben mußte, nicht weniger als 24 Stunden im Gange sein.

Wiederum vermochten wir stundenlang das gewaltige Schauspiel zu bewundern, diesen Titanenkampf der beiden einander scheinbar völlig gleichwertigen Urwaldriesen, den zu beobachten so außerordentlich selten Menschenaugen vergönnt ist.

Die Sonne stand bereits hoch am Himmel, als endlich das Ende kam. Es war kein schöner Anblick. Der größere der beiden Dickhäuter hatte nach einem besonders langen Anlauf den Gegner zurückgedrängt. Dieser war unter der Wucht des Anpralls mit den Hinterbeinen eingeknickt, in eine Art sitzende Stellung geraten und hatte so dem anderen die Möglichkeit geboten, ihm die gewaltigen Stoßzähne wohl einen Meter tief in den Leib zu bohren. Aber der schwer Verletzte besaß noch Kraft genug, um sich zu erheben und im dichten Unterholz Deckung zu suchen. Der Sieger stand allein, ein lautes Triumphgebrüll ausstoßend, auf der Walstatt, ehe auch er im Urwald verschwand. Keiner von uns beiden dachte daran, ihm eine Kugel anzutragen.

Der Kampf der beiden Elefanten hatte nicht weniger als rund 30 Stunden gedauert.

Der vergeßliche Festausschuß.

General von Kirchbach, der in der Schlacht bei Wörth das 5. preußische Armeekorps befehligte, lebte, nachdem er in hohem Alter seinen Abschied genommen, in einer kleinen Stadt am Harz. Am 6. August 1895, am fünfundzwanzigsten Jahrestage der erwähnten Schlacht, sollte dieser denkwürdige Tag festlich begangen werden. In der Mitte der Veranstaltung stand ein großes Gartenfest. Schon drängte sich eine froh gestimmte Menge auf dem Festplatz, die Musik ließ fröhliche Weisen erschallen, und der Bürgermeister der Stadt wartete auf den Augenblick, wo er seine Festrede von Stapel lassen konnte. Aber dazu mußte natürlich erst der Ehrengast, General von Kirchbach, zur Stelle sein, und der ließ auf sich warten. Schließlich schickte man nach der Wohnung des alten Herrn. Der Bote kam mit dem Bescheid zurück, Exzellenz seien vor längerer Zeit schon fortgegangen. Die Zeit verstrich, schon wollte sich der Bürgermeister entschließen, seine Rede ohne den Ehrengast zu halten, als der Verlegenheit plötzlich ein Ende bereitet wurde. Draußen auf der Straße bemerkte ein Festteilnehmer nämlich einen alten Herrn, der über den Gartenzaun hinweg freundlich auf das lustige Treiben blickte. Es war niemand anders als der alte General, den der Festausschuß bedauerlicherweise einzuladen — vergessen hatte.

Vier Millionen für einen Schmetterling.

Man soll nicht allzu viel auf die Amerikaner schelten, die ihr Geld auf die Straße werfen. Denn schließlich ist dies auch eine Art der Arbeitsbeschaffung. Und wenn jemand soviel Geld hat, daß er für einen Schmetterling an die vier Millionen Mark ausgeben kann, so soll er es ruhig tun, vorausgesetzt, daß der Gewinn nicht einem müßiggängerischen Konjunktur-Ritter in den Schoß fällt. Aber um den kostbaren Schmetterling zu fangen, mußte eine Expedition nach dem fernen Sumatra ausgerüstet werden, an der auch der amerikanische Sammler teilnahm, der sich für das prächtige Insekt interessierte. Er hatte bis dahin nur einen der riesigen Flügel zu Gesicht bekommen. Da die Zeichnung darauf sehr an das Bild eines Elefanten erinnerte, so gab man dem Schmetterling den Namen eines Elefantenfalters. Die Expedition in das Innere der tropischen Insel dauerte vierzehn Monate. Die Kosten erreichten vier Millionen Dollar. Trotzdem wurde der Falter nicht gefunden. Ja, er ist nicht einmal irgend einem der Expeditionsteilnehmer zu Gesicht gekommen. Wirklich ein teurer Schmetterling!